

Zeitschrift: Curaviva : Fachzeitschrift
Band: 80 (2009)
Heft: 6: Behinderung und Alter : neue Herausforderungen für Fachleute und Institutionen

Artikel: Im Haus Miranda sollen Menschen mit geistiger Behinderung "alt werden dürfen" : aus dem Büro ist ein Pflegezimmer geworden
Autor: Wenger, Susanne
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-804905>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Im Haus Miranda sollen Menschen mit geistiger Behinderung «alt werden dürfen»

Aus dem Büro ist ein Pflegezimmer geworden

Die sozialtherapeutische Lebensgemeinschaft Haus Miranda in Leimbach (TG) hat sich ein Jahr lang bewusst mit dem Thema «Alter und Behinderung» auseinandergesetzt. Konkretes Resultat ist die Einrichtung eines Pflegezimmers.

Susanne Wenger

Das schöne Thurgauer Riegelhaus steht mitten im ländlichen Leimbach und ist nicht speziell als soziale Institution gekennzeichnet. Bewusst nicht, wie Heimleiterin Gisela Meurer unterstreicht: «Wir leben als familiäre Gemeinschaft im Dorf und haben ein gutes Verhältnis zu den Nachbarn.» Mittwochs gibts im Haus Miranda selbstgebackenes Holzofenbrot zu kaufen. Und wenn ein «Miranda»-Bewohner Geburtstag feiert, gesellt sich gerne auch einmal ein kleiner Nachbarsjunge dazu, um dem Jubilaren ein Ständchen darzubringen. 18 erwachsene Bewohnerinnen und Bewohner mit unterschiedlich ausgeprägten geistigen, teils mehrfachen Behinderungen leben im «Miranda». Dazu kommen zwei Externe, die sich tagsüber im Haus aufhalten.

Das Haus Miranda gibt es seit 21 Jahren, es ist ein Wohnheim mit integrierter Beschäftigung und wird von einer Stiftung getragen. Gründerin Gisela Meurer und ihre heute 32 Mitarbeitenden – sie verteilen sich auf rund 20 Vollzeitstellen – wenden anthroposophische Elemente in ihrer Betreuungsarbeit an, sind jedoch auch offen für andere pädagogische Richtungen, wie die Heimleiterin erklärt. Die Bewohnenden werden möglichst an den täglichen Haushaltsarbeiten beteiligt. Sie kochen, waschen, putzen, kaufen ein und besorgen den weitläufigen Garten. Grossgeschrieben ist die Kreativität: Im Haus Miranda wird gesungen, musiziert, Theater gespielt; in diversen Räumen werken die Bewohnenden unter Anleitung mit Holz, Filz und Papier; zudem gibt es eine Werkstatt

zur Herstellung von Kerzen. An Märkten bietet das Haus Miranda die Produkte dann zum Kauf an.

Wechsel ins Pflegeheim vermeiden

Unter den Bewohnerinnen und Bewohnern gibt es praktisch bildungsfähige Menschen, aber auch Menschen mit schwerster Behinderung. Diese sind ebenfalls überall dabei und werden in den Rhythmus des Hauses mit einbezogen, wie Heimleiterin Meurer sagt. Die Gemeinschaft ist bewusst heterogen gehalten, auch vom Alter her. Die Spannweite reicht von 29 bis 67 Jahren. Und doch: Es gibt im Haus Miranda einige Bewohnende, bei denen das Altern mehr und mehr zum Thema wird. Bei manchen Menschen mit schwerer Behinderung beginne der Abbau bereits mit 30 und vollziehe sich unter Umständen sehr rasch, wie Gisela Meurer festgestellt hat. Bereits da gehe es nicht mehr um das Fördern von Fähigkeiten wie noch im Alter zwischen 20 und 30 Jahren, sondern eher um das Erhalten, fügt Monika Amrein an, die stellvertretende Heimleiterin. Dazu kommen vermehrte Krankheiten und Altersbeschwerden wie zum Beispiel Osteoporose, aber auch Organschäden durch die langjährige Medikamenteneinnahme.

2007 wählten Stiftung und Haus Miranda deshalb das Altern behinderter Menschen als Jahresthema. Heimleitung, Trägerschaft und Personal wurden sich im Grundsatz einig: «Die Menschen in unserer Institution sollen hier alt werden dürfen, auch wenn sie pflegebedürftig werden», wie Gisela Meurer sagt. Denn das Haus Miranda sei für die langjährigen Bewohnerinnen und Bewohner ihr Zuhause. Für andere werde es ihr Zuhause – dann nämlich, wenn sich das ursprüngliche Daheim auflöse, weil die Eltern ins Altersheim ziehen oder sterben. Müsstens diese «Miranda»-Bewohnenden später erneut ein Zuhause aufgeben, um ins Pflegeheim zu wechseln, wäre dies für sie schlimm, findet Gisela Meurer dezidiert: «Der Abbau käme dann noch viel schneller.» Das



Generationsolidarität im Haus Miranda: Pflegezimmer-Bewohner Rolf Enderli wird von Toni Hefele regelmässig spazieren geführt.

Pflegeheim sei auf Alter und Krankheit ausgerichtet, sagt Monika Amrein, das sei im Haus Miranda anders. Man sei sich zwar des Alterns und möglicher Beschwerden bewusst, doch es stehe nicht im Vordergrund. Äussern sich denn die Bewohnenden selber zum Thema? Die meisten seien kognitiv derart eingeschränkt, dass die Kategorie Alter kaum ein Thema für sie sei, sagt Monika Amrein. Viele seien auch nicht in der Lage, selber auf ihre Altersbeschwerden hinzuweisen: «Es liegt an uns Betreuenden, diese sensibel wahrzunehmen.»

Im Pflegezimmer wohnt ein 62-Jähriger

In der zunehmend benötigten Pflege kann das Haus Miranda auf die Fachkenntnisse des ausgebildeten Krankenpflegers Bekim Abdullahu zählen, der seit zehn Jahren im Haus angestellt und für den Bereich Pflege zuständig ist. Abdullahu – früher im Pflegeheim tätig – hat unter anderem den Agogis-Lehrgang «Menschen mit geistiger Behinderung im Alter begleiten» absolviert (siehe auch Seite 11). Das mehrheitlich sozialpädagogisch ausgebildete «Miranda»-Personal eignete sich während des Schwerpunktjahres in Kursen Pflegekenntnisse an. Und bald war klar, dass die Institution auch ein Pflegezimmer benötigt. Kurzerhand wurde das Heimleiterbüro ausgeräumt und im Frühling 2008 zum Pflegezimmer mit Pflegebett, weiteren Hilfsmitteln und direkter Verbindung ins Bad umgebaut. Das Büro wurde ins Dachgeschoss verlegt.

Im Pflegezimmer lebt nun ein 62-jähriger Mann mit Hydrozephalus, seit 15 Jahren «Miranda»-Bewohner. Er habe in letzter Zeit geistig und körperlich stark abgebaut, erzählen die Heimverantwortlichen. Der Bewohner ist erblindet, muss einen Katheter tragen, kann nicht mehr laufen, nicht mehr stehen. «Seine Pflege ist schwieriger geworden», stellt Krankenpfleger Abdullahu fest. Wo früher ein Pflegender genügt habe, brauche es heute zwei.

Vereinbarung mit dem Kanton

Wegen des pflegebedingten Mehraufwands wurde im Haus Miranda auch der Personalschlüssel angepasst. Doch wo ist die Grenze? Sie wurde mit dem Kanton als Geldgeber ausgehandelt: Mitgetragen wird das Konzept nur so lange, wie von der Institution auch bei älteren Behinderten noch Integrationsleistungen erbracht werden können. Bedingung ist gemäss Heimleiterin Meurer, «dass jemand Lebensqualität durch die Teilnahme an der Hausgemeinschaft erfährt». Zusammen mit Arzt und Angehörigen werde abgeklärt, was weiterhin sinnvoll sei. Sobald ein Bewohner aber Tag und Nacht im Bett liege, nichts mehr wahrnehmen könne und auch künstlich ernährt werden müsse, «kann unser Haus ihm nicht mehr das Richtige bieten». Dann gelte es, den Platz für einen anderen Menschen mit Behinderung freizugeben – zumal im Thurgau eher Mangel an Betreuungsplätzen herrsche.

Auch medizinisch sind dem Aufenthalt im Haus Miranda Grenzen gesetzt. Wenn im Akutfall eine intensive Pflege nicht mehr gewährleistet werden kann, wechselt der betreffende Bewohner ins Spital, wo die individuelle Krankenversicherung die Kosten trägt. Unter dem Strich, glaubt Heimleiterin Meurer, wäre das Pflegeheim die teurere Lösung. Dass mit der Neugestaltung des Finanzausgleichs (NFA) und mit der Zuständigkeit der Kantone die Behinderten-Institutionen künftig ihren Aufwand pro Bewohner genau definieren müssten, werde aber letztlich auch zu Mehrkosten führen, vermutet Gisela Meurer. Das neue System erhöhe den bürokratischen Aufwand enorm, und man laufe leicht Gefahr, darüber viel Zeit zu verlieren, «die eigentlich den uns anvertrauten Menschen gehört».

«In den Tod begleiten»

Eines hat das Haus Miranda bisher noch nicht erlebt: den Tod eines Bewohners oder einer Bewohnerin. Mit dem gelebten Grundsatz, dass die Menschen in der Institution alt werden dürfen, könnte sich das jedoch bald einmal ändern. «Wir sind vorbereitet», sagt Heimleiterin Meurer. Auch zu diesem Thema habe sich das Personal weitergebildet. Doch wenn es dann so weit sei, würden die angelernten Dinge wahrscheinlich wenig helfen, glaubt die Heimleiterin. Es komme ohnehin anders, als man sich das jetzt vorstelle. Als kürzlich die Mutter einer Bewohnerin mit Down-Syndrom gestorben sei, habe diese trotz symbiotisch enger Beziehung zwischen Mutter und Tochter ganz anders reagiert als befürchtet – nämlich sehr reif und gefasst: «Das war für uns ein Lehrstück.» Am Schluss, so Gisela Meurer, zählten Intuition und die Beziehungen, die im Haus Miranda aufgebaut worden seien: «Es muss einfach menschlich ablaufen. So, wie wir mit den Bewohnern leben, wollen wir sie auch in den Tod begleiten.»

www.hausmiranda.ch